

# Deutsch-Ostafrikanische Zeitung.

Daresalam  
9. Nov. 1907.

Ercheint  
Mittwochs  
u. Sonnabend

## Abonnementspreis

Für Daresalam halbjährlich 6 Mark, für die übrigen Teile der Kolonie halbjährlich einfr. Porto 7 Mark, für Deutschland und die anderen deutschen Kolonien halbjährlich einfr. Porto u. direkt von der Hauptredaktion Daresalam bezogen 9 Mark, h) von der Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung Berlin S. 42 Alexanderstr. 93/94 bezogen 8 Mark, für die übrigen Länder des Weltverkehrs einfr. Porto jährlich 16 Mark oder 20 Mark oder 1 L.

Im Interesse einer pünktlichen Expedition wird möglichst um Vorausbezahlung der Bezugsgebühren gebeten. Wird ein Abonnement nicht abbestellt, gilt dasselbe bis zum Eintreffen der Abbestellung als stillschweigend erneuert.

## Insertionsgebühren

Für die 6-spaltige Zeile 50 Pfennige. Mindestens für ein monatliches Inserat 2 Mark oder 3 Mark. Für Samstagsnachrichten sowie größere Anzeigen aufträge tritt eine entsprechende Preiserhöhung ein.

Die Annahme von Inseraten- und Abonnements-Anträgen erfolgt sowohl durch die Hauptredaktion in Daresalam als bei der Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung Berlin S. 42 Alexanderstr. 93/94. Abonnements werden außerdem von sämtlichen Postämtern Deutschlands und Österreich-Ungarns angenommen. Postzeitungsliste Seite 84. Telegramm-Adresse für Daresalam: Zeitung Daresalam. Telegramm-Adresse für Berlin: Droscher Berlin Alexanderstr.

Jahr-  
gang IX.

No. 66.

## Zur Züchtung des zweiten deutsch-ostafrikanischen Aufstandes.

Man wird in der Kolonie nervös. Leider mit ge- gründeter Berechtigung.

In Daresalam hatte sich seit wenigen Tagen das Gerücht festgesetzt, daß ein Unteroffizier in Morogoro auf der Jagd verschwunden wäre. Bei der Behörde ließ sich über den Fall nichts ermitteln. Da man aber bei der Heranziehung dieser Quelle nie gewiß ist, ob die mangelnde Auskunft am Nichtwissen oder Nichtwissenwollen liegt, wurde der Drath nach Morogoro in Bewegung gesetzt. Er brachte glücklicherweise die Nachricht, daß das Gerücht sich nicht bestätige.

Doch gleichviel! Die Jama hatte in diesem Fall eine außerordentlich hohe Beförderung erregt. Und mit Recht. Denn das bisher vollkommen im Dunkeln schwebende Schicksal der auf ziemlich rätselhafter Art verschwundenen Europäer Martinowshy und Sanitäts- unteroffizier Brückner muß zu argen Bedenken Anlaß geben.

Nachdem der Behörde amtlich gemeldet wurde, daß die Stimmung unter den Eingeborenen im Morogoro- und vor allem im Kilosabegirt eine sehr zweideutige sei, und Anzeichen vorhanden wären, daß die Leute zu Unruhen neigten, kamen in Morogoro kurz vor Dernburgs Ankunft ein paar Vergiftungsfälle vor — ob mit tödlichem Ausgang ist nicht bekannt — deren Ursache dadurch in wenig vertrauenerweckender Weise geklärt wurde, daß in einem Fall der mutmaßliche Uebelthäter, der Koch des betreffenden Europäers, das Weite suchte. Dann verschwindet ein Europäer, dann noch einer auf der Jagd. Wahrscheinlich von Mautstücken geschlagen. Vielleicht. Denn das wäre das Unverständliche. Aber wo bleibt Kleidung, Büchse Munition, Milche oder Helm? Wo Siefel, wo Leichenüberreste? Das weiß man nicht, weiß es nach Wochen noch nicht. Die Behörden verschiedener Bezirke werden mobil gemacht. Man sucht und sucht unter Führung von Europäern in dem verhältnismäßig kleinen Umkreise, in welchem das Unglück passiert sein muß. Nichts.

Unter diesen Umständen mag man vielleicht immer noch den Löwen, Leoparden oder Büffel als Mitschuldigen an den Verbrechen in Betracht ziehen. Jedoch außerdem und in der Hauptsache hat man die Recherchen und die Art derselben auf Mord oder Raub einzustellen. Das ist aber nicht geschehen und damit begeht man einen Fehler, welcher sich schwer rächen muß, da er begangen wird, nicht rechnend mit der Logik der Eingeborenen.

„Einen Europäer hätten wir. Verraubt oder ermordet. Ohne daß für uns irgendwelche nachteiligen Folgen daraus entstehen. Die Behörden suchen und finden nichts. Damit fertig. Und folglich? Werden wir diese Art, uns den weißen Mann vom Leibe zu schaffen und uns nebenbei zu bereichern, als praktisch beibehalten.“ — Was hätte geschehen müssen, als der Unteroffizier Brückner spurlos im Umkreise der Hütten des Numben Kungilio verschwand?

Kurz vor Abgang der Zugab ohne Nennung des Marschziels eine halbe — oder ganze — Kompagnie in die Waggonen werfen und unter allen Umständen und mit allen Mitteln die Eingeborenen der Gegend, in welcher der Europäer verschwand, zur Rechenschaft ziehen.

Diese bisherigen zwecklosen, wochenlangen Sucherrien werden doch ebenso von den Führern wie von den Schwarzen verachtet.

Lassen wir nur einmal der Phantasie etwas die Zügel schießen. Eigentlich gar keine Phantasie. Ent- scheidet man sich, daß bereits drei Monate vor Ausbruch des ersten Aufstandes von den Numben des Bezirks schriftliche Warnungen hier beim Amt einliefen? Die Leute teilten der Behörde Bedenken mit, daß die Eingeborenen einen Schlangengott anbeten und „Medizin“ verkaufen.

Diese Briefe wurden in Seelenruhe ab acta gelegt (Genau so wie das mit unsere heutigen Warnungen ebenfalls geschehen wird).

Oder vergißt man, wie ein oberer Beamter mit einem der berühmtesten Auführer vor seinem Zelte den Thee in Freundschaft trank? Arglos, wenige Stunden, bevor er überführt und gehängt wurde.

Erinnert man sich des Telegramms aus dem Süden: „Die Feinde sind geschlagen. Die Unruhen beendet!“

(Dies ist nicht der genaue Wortlaut. D. N.) Und da brach der Aufstand los.

Sind denn die zweimaligen Störungen der Telegra- phenleitung nach dem Süden, deren Ursachen absolut nicht festgestellt werden können, nicht dazu angethan, Argwohn zu erwecken? Nachdem diese Leitung teilweise ein ganzes Jahr des Aufstandes hindurch, von den Eingeborenen immer wieder vernichtet, betriebsunfähig gewesen war?

Und so weiter und so weiter!

Man hüte sich im sicheren Daresalam vor zu großer Sorglosigkeit. Man beachte und prüfe genau jede Warnung. Man reagiere auf die kleinsten symptomatischen Anzeichen.

Sonst ist uns eine verbesserte Auflage des letzten Aufstandes, der an sich ja so wie so eine selbstverständliche Folge der jetzigen Eingeborenenpolitik sein muß, in allzu überraschendem Umfang gewiß.

Ein Trost wird uns ja allerdings dann noch immer bleiben. Die Herren Rechenberg und Dernburg sind wenigstens in Sicherheit.

Kenner dieses politisch wirklich nicht allzukomplizierten Landes behaupten, Herr v. Rechenberg hätte Glück gehabt, indem ihn Dernburgs schützende Hand verfrüht, also vor dem nächsten Aufstande, aus dem Lande nahm, während Graf Gözen das Beck hatte, 14 Tage zu spät abreisen zu wollen.

Wenige Monate noch wird es dauern und die That- sachen werden diese Zeiten eines gutmeinenden Warners bestätigen. Wir wünschen friedliche Entwicklung, Eisen- bahnen und so vieles andere. Jedoch die Regierung schafft Paragraphen zur Züchtung des Aufstandes.

Warten wir ab, wer auch diesmal Recht behalten wird!

## Dr. Peters über Wirtschaftliche Kolonial- politik.

Dr. Karl Peters hielt am 18. Okt. in Berlin seinen zweiten Kolonialvortrag. Er bemerkte, er habe bis jetzt 103 Aufforderungen bekommen, über Kolonialpolitik zu reden. Aber nur ungern spreche er darüber. Es komme dabei so wenig heraus; es sei nur, als ob der Hund den Mond anbellt. Die Herren, die die Dinge praktisch leiten, wissen alles am besten, da sie dazu berufen sind und lehnen sich an öffentliche Anregungen garnicht. Sie sind eben die „Fachleute“. Eine Schulformel, wie die Kolonien zu verwalten seien, läßt sich auch nicht ausdenken. Auch das ist keine Wissenschaft, sondern Kunst. Neue Ansiedlungen müssen eben aus ihren Voraussetzungen entwickelt und im übrigen der Privat- Initiative überlassen werden, wie das England immer mit Erfolg getan hat. Kindisch ist die Meinung, das Kolonialamt in Berlin könne eine Kolonie entwickeln — das kann sie höchstens verhindern. Man sehe, welche armselige Kunstpflanze aus dem von der Regierung unterstützten französischen Kanada und welch blühendes Gemeinwesen aus dem ganz von selbst entwickelten Massachusetts mit Boston geworden ist. Darum keine Schulformel, wohl aber Gesichtspunkte könne er geben, nach denen er immer verfahren sei und die er der Beobachtung des britischen Kolonialwesens verdanke und als Kolonist unter britischer und portugiesischer Flagge während acht Jahren erprobt habe.

Die Kolonialpolitik sei ein rein wirtschaftlicher Faktor, wie ja ihre Ursachen genügend bewiesen, um Abzugs- gebiete für den Bevölkerungszuwachs zu schaffen, eigene Rohstoffquellen für die Industrie, Absatzmärkte für den Handel. Theoretische Gründe spielen gar keine Rolle. Die Kolonien seien große Spekulationen der Staaten, recht verstanden, große Terrainspekulationen, wenn man so will. Daß auch Gebiete, die anfänglich wenig ver- sprechen, eine Zukunft haben, hat sich schon sehr oft gezeigt; in glänzender Weise ganz nahe bei uns, in der Lüneburger Heide, wo wir heute wundervolles Kali haben, Erdöl finden usw. So soll nicht jeder, der mal in Ostafrika Zahnweh oder Fieber hatte, über das Land klagen. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul, und mit dem Fieber werden wir vielleicht auch noch fertig. Sind die Gebiete vermessen, Grundbücher angelegt, die Böden klassifiziert, so muß man selbstver- ständlich Verbindungen schaffen. Würden wir uns wundern, wenn Kaufleute nichts vorziehen, wenn sie etwa in Nürnberg Fabriken bauten und die Waren auf Köpfen Berliner Dienstmänner nach Hamburg schickten? Wir haben in Ostafrika 20 Jahre lang den modernen Plantagen mit dieser pharaonischen Beförderungsweise dienen wollen! Wenn der Staat Land erschlossen hat muß er Land- und Minen-Konzessionen ausgeben, und zwar in ganz liberaler

Weise nach dem Grundsatz: leben und leben lassen! Wenn aber z. B. ausgegebene Rechtstitel hier in Berlin be- stritten werden, so hört einfach alles auf. Das Großkapital muß vorangehen. Daß es dabei verdienen will, ist selbst- verständlich. Dr. Peters bemerkt, daß er in puncto Konzessionen an das Großkapital sogar im Gegensatz zu vielen seiner engsten Freunde spreche. Man könne ja die Aufrechterhaltung der Konzessionen an eine be- stimmte jährliche Arbeitsleistung knüpfen. Dem inter- nationalen Kapital müsse man Gleichberechtigung ein- räumen. Wir sind ja auch nicht auf fremde Gast- freundschaft angewiesen. Das Wesentliche ist ja immer, ob die Leute zahlungsfähig sind, und nicht, ob sie auch sonst noch herzensgute Menschen sind. Volle Liberali- tät muß auch in der Verwaltung herrschen: Selbstver- waltung für den einzelnen Interessenten, keine Affes- foren-Verwaltung. Lundequists Arbeit scheint in dieser Beziehung auf sehr gesunder Grundlage zu stehen, auch was die Behandlung der Eingeborenen be- trifft, die er nach dem gesunden Buren-Rezept einzurichten scheint. Die Plantagen in Afrika haben nur Aussicht bei guter Organisation der schwarzen Arbeitskräfte, sonst lasse man lieber die Hände davon. Auf die Chinesen verzichte man. Die Bantuvölker, z. B. hat der liebe Gott zur Arbeit geradezu geschaffen: dicke Schädel, Muskeln, geringe Empfindlichkeit der Nerven usw. Sie arbeiten auch gern, wenn sie das Gefühl haben, daß sie müssen. Mit Recht ist die Sklaverei abgeschafft; warum aber auch der Arbeitszwang? Die Buren verlangten von jedem Eingeborenen am Schlusse des Jahres die Vorweisung eines Jettels, das er mindestens sechs Monate bei Weißen gearbeitet habe. Das klingt brutal, ist es aber garnicht. In Rhodesia ist es ähnlich, nur schickt man dort, wenn Arbeiter gebraucht werden, „Erlaubniszettel zur Arbeit“ herum, und der Unteroffizier bringt den betreffenden Schwarzen gleich mit. Lohn giebt es nach Landesitte. Arbeiten die Schwarzen nicht, so gibt es die Peitsche und Zuchtthaus. „Zuchtthaus“ besteht in Kettenarbeit. Die Bestrafung ist aber nach den Begriffen der Ein- geborenen garnicht entsetzlich, Gefängnis beinahe eine Belohnung. Die Schwarzen freuen sich, wenn sie mal wieder einen Herrn kriegen, der ihnen so notwendig ist wie dem Hunde der Knochen. Wir haben Schulzwang und Steuerzwang, der Militärzwang hat uns groß gemacht; der Arbeitszwang soll auch Afrika voranbringen. Dr. Peters schlägt vor die Einführung von fünf Jahren Zwangsarbeit für jeden Schwarzen; also einen guten Namen muß die Einrichtung haben, etwa „Arbeitsbürgerwehr“. Der Schwarze soll vom Staate bezahlt und weitergegeben werden, soll seinen freien Tag haben, nachts tanzen dürfen, ja selbst heiraten können. Die Jesuiten-Missionen haben diese „Arbeitsbürgerwehr“ schon, nur daß sie dort „Katechumenen“ heißen. Da- her waren auch die Schwarzen aus den katholischen Missionen immer „ganz ausgezeichnete Leute“ für Dr. Peters, während die aus den lutherischen Missionen ihn „zu brüderlich“ vorkamen. Arbeiten die Schwar- zen, so werden sie sich an gewisse Bedürfnisse gewöhnen, und die Kolonien fangen an, kaufkräftig zu werden.

Was das Schulwesen betrifft, so ist Dr. Peters ganz entschieden dagegen, daß man den Schwarzen den Unterricht bezahlt. Die Schulbildung ist der Dynamit, der die Herrschaft der Weißen in die Luft sprengen wird. Haben die Schwarzen das Bedürfnis zum Ler- nen, so soll man ihnen die Gelegenheit dazu geben, mehr nicht. Grausam wollen wir nicht sein, und ich bin es auch nicht. Ich bin sogar eine ganz populäre Persönlichkeit unter den Schwarzen! (Heiterkeit.) Als ich 1899 an den Sambesi kam, wollten mir die Leute in den Mund sehen, ob die Zähne noch gut wären, und ich sollte die Brust aufknöpfen, ob sie auch weiß wäre. Da kamen aber Wangoni und warnten diese Leute und sagten: „Nehmt Euch in acht, das ist der alte Peters!“ Da hatten sie gleich Respekt, machten ihre Kräfte, und ich ging durch das Gebiet, ohne einen Schuß abzufeuern. Dr. Peters ging dann auf die Missionen ein, denen er vollen Spielraum gönnt. Die katholischen sind ihm aber lieber, weil sie die Leute „systematisch nicht mit Lesen und Schreiben behel- ligen“. — Bei Anwendung der gegebenen Gesichtspunkte, einer Verbindung von Liberalität und preußi- scher Zucht, hofft Dr. Peters eine gute Entwicklung für die Kolonien. Er könne schon ein Quantum von Beschimpfungen vertragen, wenn er die Genugthuung habe, Deutsch-Ostafrika auch als kein Ergebnis seiner Bemühungen dastehen zu sehen.